

„Ein freier Geist, ein Literat, eine Künstlernatur ...“

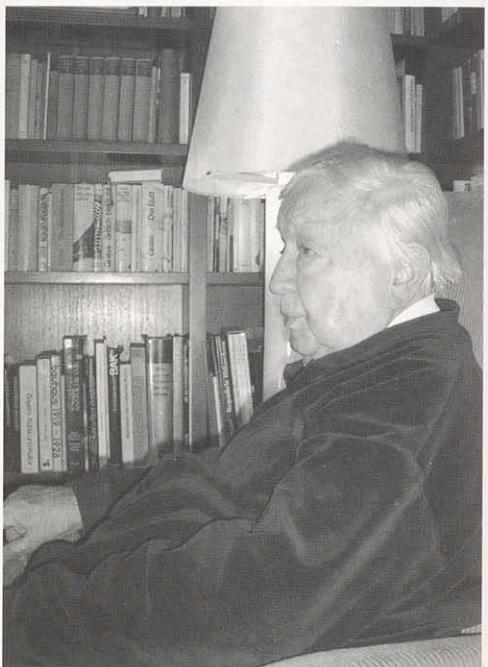
Wolfgang Buhl zum 80. Geburtstag

„Ein freier Geist, ein Literat, eine Künstlernatur in einer ernsthaften Funktion – hat es das im Freistaat seit dem originellen Walter von Cube je gegeben“, schreibt Horst Krüger über Wolfgang Buhl. Ich habe den Jubilar vor 15 Jahren im Zuge meiner Recherchen über Elisabeth Engelhardt kennen gelernt. Sie war eines seiner Rundfunkkinder, die er zu einigen Hörbildern, wie *Ländliches Franken*, inspirierte.

Geboren wurde der Wahlfranke Wolfgang Buhl am 15. April 1925 in Reinsdorf bei Zwickau in Sachsen. Nach dem Notabitur 1943 war er Soldat und geriet 1945 in englische Kriegsgefangenschaft. Sein Studium der Germanistik, Theaterwissenschaften, Geschichte und Philosophie schloß er 1950 mit der Promotion zum Dr. phil. in Erlangen ab. Von 1953 bis 63 war er Feuilletonredakteur bei den *Nürnberger Nachrichten*. Dann wurde er ins Studio Franken des Bayerischen Rundfunks in Nürnberg berufen. Große Verdienste erwarb er sich mit dem Aufbau einer Wort-Redaktion, der Förderung fränkischer Mundart und – den Hörern Franken als Kulturlandschaft näher zu bringen. Von 1978 bis zu seinem Ruhestand im Jahr 1990 war er Leiter des Studios Franken. 1973 wählte man ihn ins PEN-Zentrum der BRD und ab 1985 war er Honorarprofessor für Publizistik an der Universität Erlangen-Nürnberg. U. a. wurde er 1992 mit dem renommierten Wolfram-von-Eschenbach-Kulturpreis und zwei Jahre später mit der Bürgermedaille der Stadt Nürnberg ausgezeichnet.

In Gesprächen schimmert ab und an der Philosoph Wolfgang Buhl durch. Welche Rolle spielt die Philosophie für Sie heute und – welcher philosophischen Richtung geben Sie den Vorzug?

Eine Philosophie hat für mich, von Studienbeginn an, eine große Rolle gespielt, das war der Existentialismus. Ich habe als Stu-



dent einen Text über Jean Paul Sartre geschrieben „Der Finstere von Paris“, unter dem Motto „Das Leben scheint ihm nackt und trist und Schicksal nicht zu korrigieren. Er ist ein Existentialist, kann aber davon existieren.“

Sartre wurde uns vor allem wegen der *Fliegen* und dem *Ekel* zu einer Art Halbgott. Noch mehr hat uns allerdings Jean Anouilhs *Antigone* beeindruckt. Die Studiobühne in Erlangen, die 46 gegründet wurde, ging damals als eine der ersten damit an die Öffentlichkeit und entfachte einen Sturm von Meinungen, die ich als Rezendent einer Unigazette verließ.

Ihren Einstieg ins literarische Leben haben Sie 1951 mit einer Parodie auf Hemingways Buch 49 Stories, begonnen, gefolgt von den Äpfeln des Pegasus, wo sie Autoren wie

Hesse, Koeppen, Eich und Thomas Mann parodierten. Parodie und Satire – sind Sie diesen beiden Formen treu geblieben?

Aber natürlich. Die erste Parodie war die Reaktion auf die wirklich nüchterne Arbeit an der Dissertation, wo es keine Scherze gab und auch keinerlei sonstige Abwechslung. Der Text erschien in der eben erwähnten *Erlanger Universitätszeitung* (DEU), und die hat mich dann angeregt, weitere Parodien zu verfassen.

Nach Ihrem Studium haben Sie sich bei verschiedenen Redaktionen beworben. Das war in der kargen Nachkriegszeit. Und Sie haben lange auf eine Anstellung warten müssen. Wie haben Sie diese Durststrecke überstanden?

Eben durch Schreiben dieser Parodien. Aber zuerst als Bauhilfsarbeiter und Nachtwächter (mit Hund). 1953 erschien das Buch *Die Äpfel des Pegasus* im Verlag Paul Stegemann, in der Reihe *Die Bank der Spötter*, in der immerhin Autoren wie Karl Valentin, Werner Finck und Friedrich Theodor Fischer publiziert wurden.

Endlich, im Jahr 53, gelang der Start bei den Nürnberger Nachrichten. Diese Zeit haben Sie in Ihrem neuesten Buch Requiem für einen Chefredakteur wieder aufleben lassen. Waren Ihnen die Kenntnisse als Journalist der Printmedien bei Ihrer Rundfunkarbeit hilfreich?

Für mich ist die Erfahrung eines Journalisten, ohne Arbeit für eine Zeitung, schlachtweg unmöglich. Vom Journalismus, von den Grundbegriffen, lernt man am besten bei einer Zeitung.

In welchem Status quo befand sich das Studio Franken, als Sie zum Rundfunk kamen und welche entscheidenden Neuerungen und Initiativen sind Ihnen gelungen?

Ich wurde von Konrad Michel zum Rundfunk geholt, dem damaligen Studioleiter, in einem Moment, wo gerade das Zweite Programm des Bayerischen Rundfunks begann, und habe quasi dem Studio Nürnberg das Reden beigebracht, denn es war bis dahin ein reiner Musiksender. Dann sollte ein Wort-Anteil von einer Stunde pro Woche entstehen.

Stichwort Studiogespräche. Godehard Schramm schreibt in seinem Beitrag in Texte von Freunden und Poeten, ein Buch, das anlässlich Ihres 60. Geburtstags erschien: „Glanzstunden manchmal: Studiogespräche. Fast wie ein Herr aus 1001 Nacht: Andächtig zuhörende Menschen – und da kommt einer mit seinen Worten; in jedem zweiten steckt eine Anspielung; in jedem dritten spürt man die Freude des Zauberers.“ Wie hat alles begonnen?

Angeregt von einer Lesung mit Hermann Kesten, der aus seinem Roman *Kopernikus* las – die Veranstaltung fand im Planetarium statt, dessen Leiter damals den nördlichen Sternenhimmel sich bewegen ließ, das Lese-pult, also den guten Kesten, von den Füßen aufwärts ganz magisch erleuchtete, es war eine wunderbare Inszenierung – und dann waren etwa nur dreißig Zuhörer da, deshalb schlug ich vor, zu solchen Veranstaltungen einzuladen. Die Studiogespräche begannen dann 1966. Der erste, der diese Vortragsreihe eröffnete, war der Überfranke Thomas Dehler, fränkisch heißt zänkisch, hat er mir gesagt, Justizminister unter Adenauer und nach seinem Rücktritt Vizepräsident des Deutschen Bundestages. Ich habe ihn in Bonn besucht und schlug vor: „Sprechen Sie doch einfach über Franken“ Da widersprach er und sagte: „Ein Lob auf Franken“. Damit begann es, nur, das Studio Nürnberg, das damalige, war untergebracht in einem früheren Pferdelazarett des Standortes Nürnberg und der Flur ungemein unansehnlich. Das Studio selbst, in das – gequetscht – 200 Leute paßten, war ursprünglich der Operationssaal für die Pferde gewesen. Kurz, die Umstände waren nicht so, daß wir uns trauten, ins Studio einzuladen, aber damals entstand gerade auf seinem Gelände die neue Schule für Rundfunktechnik, in der noch heute der technische Nachwuchs der ARD ausgebildet wird. Dort fand die erste Veranstaltung statt, die zweite in der damaligen Landesgewerbeanstalt. Und die dritte mit Friedrich Hagen bereits im Studio. Und diese drangvolle Enge, in dem Gang, für den wir uns so genierten, dieses Milieu war ein solcher Erfolg, daß dann der Veranstaltungsort gesichert war, gewiß auch durch seine Originalität und nicht zuletzt durch den vorzüg-

lichen Leberkäs unserer Kantinenwirtin Frau Gerda Schmidt.

Aus Ihren Sendungen sind zahlreiche Bücher geworden. Franken in allen Facetten, in allen Farben, mal mehr historisch, mal mehr literarisch. Man spürt, hier wird Franken mit der Lupe, aber auch aus der Vogelperspektive betrachtet. Eine der wichtigsten Früchte dieser Bemühungen sind die Fränkischen Klassiker. Was hat Sie zu dieser Sendereihe bewogen?

Als ich eingestellt wurde, amtierte unser bisher bedeutendster Programmdirektor, Walter von Cube, ein Mann des Geistes und des Genusses. Und in dem entscheidenden Gespräch in München sagte er: „So, und nun, lieber Buhl, jetzt müssen Sie da oben diese Wüste bestellen.“ Und das Wort *Wüste* ging mir denn doch etwas gegen den Strich, und so kümmerte ich mich um die Literatur in Franken und wurde dann so fündig, daß wir erheblich mehr als sechzig Namen zusammen bekamen. Diese Reihe ist dann in Buchform unter dem Titel *Fränkische Klassiker* erschienen.

Man spricht in Franken von Wolfgang Buhls schon lange als Institution. Ihre Verdienste um die fränkische Literatur wurden schließlich durch die Verleihung des Wolfram-von-Eschenbach-Kulturpreises gewürdigt. In der Laudatio hieß es: „Ohne ihn sähe es in der Literaturlandschaft Frankens wohl um einiges ärmer und düsterer aus.“ Ebenso fanden die Juroren Ihre eigenen literarischen Arbeiten auszeichnungswürdig. Hat Sie eigentlich Ihre journalistische Arbeit und Ihr Wirken beim Funk bei Ihren eigenen literarischen Projekten behindert? Wären Sie lieber ein freier Autor gewesen?

Da hätte ich sehr viel früher einen durchschlagenden Erfolg haben müssen, so bin ich doch sehr früh an die Grenzen des Berufs gestoßen, daß man nämlich durch Bücher, es sei denn, man macht einen Bestseller, kein Geld verdienen kann oder wenigstens so viel, um davon zu leben. Deswegen hat mich das im Grunde genommen nie gereut.

Im Ruhestand hatten Sie dann endlich die Muße, einen Roman zu schreiben: Das Kar-

freitagskind – ein wichtiger Beitrag zur jüngsten deutsch-deutschen Geschichte. Welche Überlegungen liegen dem Buch zu Grunde?

Die grüne Grenze. Ich wollte auf eine Grenze aufmerksam machen, zu einer Zeit, wo es von Mauerliteratur schon wimmelte, auf ein Thema, das weitgehend unbeachtet blieb, nämlich um die so genannte Schandgrenze zwischen Ost und West, die ja auch mit Stacheldraht und mit Minen ausgerüstet war, und schildern, wie diese unselige Grenze eine Familie auseinander reißt und welche Folgen diese Grenze hat.

Mich persönlich berührt der Anfang des Buches sehr stark. Der Leser wird Zeuge des Sterbens von Manuels Mutter. In einer eindringlichen brillanten Sprache wird der Leser durch alle Leidensstationen geführt. Hautnah und unerbittlich. Ich wage zu behaupten, hier sei eine der besten Sterbeszenen der neueren deutschen Literatur entstanden. Die Todesthematik ... Sie zieht sich wie ein roter Faden durch Ihr Werk. Gibt es dafür einen biografischen Hintergrund?

Es begann sicherlich mit dem Tod meines Großvaters mütterlicherseits. Er war Sägewerksbesitzer, und ich vergesse nicht seinen Blick, bevor man ihn ins Krankenhaus brachte, den er auf sein kleines Sägewerk geworfen hat. Das zweite Erlebnis war der Tod meiner Mutter. Sie starb in meinen Armen und das berührte einen schon mächtig. Der Tod. Mein Thema? Da kommt unwillkürlich jener Existentialismus ins Spiel, von dem schon die Rede war: Handle so, daß dich der Tod jederzeit treffen kann, dein Leben aber erfüllt ist. Seinerzeit wählte ich mein Dissertations-Thema: *Der Selbstmord im deutschen Drama*. Neun Jahre später, 1959, schrieb Albert Camus seinen Versuch über das Absurde *Der Mythos von Sisyphus*. Sein erster Satz lautet: „Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem, den Selbstmord.“

Herman Kesten, mit dem Sie in Jahrzehnte langer Freundschaft verbunden waren, kämpfte zeitlebens gegen die Vorstellung des endgültigen Ausgelöschtwerdens. In seinem Essay Mit Menschen leben schreibt er: „Je mehr mir das Leben gefiel, um so mehr erschreckte

mich der Gedanke ans Nichts. Ich riß mich an den Haaren, ich schrie, ich redete, ich schrieb Bücher und umarmte Menschen, um dem horror vacui zu entgehen...“ In Ihrem Beitrag zum 100. Geburtstag Kestens, der in dem Buch Ich hatte Glück mit Menschen zu finden ist, stellen Sie die Beziehung zu seinem heftigsten Feind, dem Tod, dar. Er erwies dem Tod nicht die Ehre, lautet Ihr Beitrag. Was hat Sie seiner Zeit bewogen, den Autor Hermann Kesten wieder in Erinnerung zu bringen?

Ich hab Kesten kennen gelernt in meiner Zeitungszeit, ohne etwas von ihm zu kennen. Kesten war damals ungefähr Mitte fünfzig, für mich also ein uralter Mann. Als ich dann beim Rundfunk war und Programm machen mußte, erinnerte ich mich an ihn, *der Mann hat einen Namen, also mußt du mit ihm Verbindung aufnehmen*. Das tat ich dann und war sehr glücklich, daß er – er war ja sicherlich der größte deutsche Briefeschreiber des letzten Jahrhunderts – prompt antwortete. Für seine Beiträge, z. B. den *Dürer-Vortrag*, ein brillantes Stück Prosa, mußte er sich Tage und Wochen in die Arbeit stürzen, um sich kundig zu machen. Es war wirklich eine Lust, mit ihm zu arbeiten und außerdem war er eine repräsentative Person.

Ihr Wirken in der Öffentlichkeit hat Sie mit vielen Autoren und Personen aus dem Kulturbetrieb zusammen geführt. Mit welchen Ihrer Wegbegleiter war die Zusammenarbeit besonders fruchtbar?

Mit Hans Max von Aufseß, dem *Tacitus zwischen Main und Donau*, wie ihn Karl Schumann nannte. Er sprudelte nur so von Ideen. Neben Kesten, natürlich Horst Krüger. Der Literatur seiner Zeit weit voraus war der schwierige Wolfgang Koeppen. Neben dem fränkischen Wein und seiner sehr zurückhaltenden Art, verband uns ein moderner und ein ihm gar nicht zuzutrauernder Stil. Eine gute Zusammenarbeit ergab sich auch mit der Erlangerin Inge Meidinger-Geise, mit Marianne Lange-Wiesche, Irene Reif und Margret Boveri. Nun kommt die Mundart ins Spiel. Vom Studio entdeckt wurden Kusz und Krischker, aber die Leitfigur war Wilhelm Staudacher, ein umwerfend integrer und hoch begabter Mann, Stadtkämmerer in Rothen-

burg ob der Tauber, leider viel zu früh gestorben. Einen möchte ich noch nennen, das ist Herbert Lehnert. Die Regie der meisten Wort-Arbeiten im Studio hatte er. Wir hatten einige sehr bekannte Schauspieler, unter anderem Dieter Borsche, der unser Stammsprecher war. Dieter Borsche war eine der markantesten Literatursprecher überhaupt.

Auch das kulturelle Leben hat starke Veränderungen erfahren, seit Sie im Ruhestand sind. Wie hat sich das Verständnis von Kunst Ihrer Meinung nach verändert?

Aus Tiefe ist Oberfläche geworden. Krüger, der ein Meister der Beschreibung äußerer Umstände war, hat zwar gesagt – *Wir haben genug deutsche Tiefe, ich beschränke mich auf die Beschreibung der Oberfläche* – aber wie hat er das beschrieben! Meilen über der Oberfläche, die uns heute vorgesetzt wird.

W.B. als gebürtiger Sachse und praktizierender Franke lebt nun schon mehr als ein halbes Jahrhundert in seiner Wahlheimat. In seinem Buch Verachtet mir die Sachsen nicht, unternimmt er den Versuch, diese Wahlverwandtschaft zwischen Franken und Sachsen zu durchleuchten. Wie haben Sie persönlich die Zweiteilung Deutschlands empfunden, Herr Dr. Buhl, denn Ihre Wurzeln liegen doch drüber, wie man vor dem Mauerfall sagte. Und welche Chancen sehen Sie nun auf kulturellem Gebiet in einem geeinten Deutschland?

Die Probleme der Zweiteilung Deutschlands habe ich in meinem Roman *Karfreitagskind* dargestellt. Natürlich bin ich glücklich über den Anschluß. Und ich habe die Hoffnung, daß Sachsen, das immer ein musisches Land war, sagen wir, zwischen Lessing und Erich Kästner, daß es zu dieser alten Form wieder zurück findet und vermute, daß der nächste große Themenkreis der sächsischen Literatur die Zeit unter der SED sein wird.

Ihre Frau Renate, in Hamburg aufgewachsen, aber seit langem ein Franken-Fan, kennen die Autoren und Autorinnen aus Ihrer aktiven Zeit als First Lady an der Seite ihres Mannes. Was schätzten Sie an Ihrer Frau während Ihrer Berufsjahre?

Sie hat mit gedacht. Sie hat manchen dieser Gesprächspartner wirklich ausgespäht. Eines Tages sagte sie *Mitscherlich*. Mitscherlich war ein Münchener, er lehrte in Frankfurt. Sie hatte entdeckt: Er hat in Hof Abitur gemacht, und da blieb mir gar nichts anderes übrig, als ihn sofort zum Franken zu erklären.

Was wünschen Sie sich ganz persönlich für die Zukunft?

Da ist natürlich die Gesundheit, aber ich wünsch sie mir weniger für mich, als für meine Frau. Im übrigen wünsche ich, jetzt, wo es der Kultur so an den Kragen geht, und sehr viele verantwortliche Leute Einsparungen treffen müssen, daß sie sich ein Wort einer meiner Lieblingsdamen, Mary Pettybone Poole, und ihren Satz einprägen: „Kultur ist, was der Metzger hätte, wenn er Chirurg wäre.“

Robert Ebner

Johann Baptist Graser und die Lehrerbildung in Oberfranken (1766–1841)

Zur Zeit wird die Lehrerbildung im Freistaat Bayern neu organisiert. Zu den Universitäten, an denen die Ausbildung für die Lehrämter für Grund- und Hauptschulen nicht mehr möglich sein soll, gehört auch die Universität Bayreuth. Hier hat die Lehrerbildung eine lange Tradition. Sie ist insbesondere mit dem Namen Johann Baptist Graser verbunden¹⁾, der in der Region für eine institutionell ausgerichtete Lehrerbildung sorgte. Um Grasers Leistung zu würdigen, muss man zunächst einen Blick auf die damaligen Schulverhältnisse werfen.

1. Die Schulverhältnisse in Oberfranken

Oberfranken ist einer der ersten im 19. Jahrhundert von München aus geformten fränkischen Regierungsbezirke. Er setzt sich aus dem katholischen Hochstift Bamberg (bis 1802) und der protestantischen Markgrafschaft Bayreuth (bis 1810) sowie aus Gebieten kleinerer reichsritterschaftlicher Herrschaften in der Fränkischen Schweiz und dem Steigerwald zusammen.²⁾ Das Herzogtum Coburg kam erst 1920 durch Volksabstimmung an Bayern und wurde ebenfalls dem Regierungsbezirk Oberfranken einverlebt.

1795 kam die Anordnung aus München, dass alle Kinder vom siebten bis zum 14. Le-

bensjahr die Schule zu besuchen hätten.³⁾ Wie Dieter Heim⁴⁾ ausführt, lagen die damaligen Schulverhältnisse, insbesondere was das niedere Schulwesen betraf, im Argen. Dies trifft auch für Bayreuth zu. Ein eigenständiges Licht auf die damaligen Schulverhältnisse wirft die Notiz, dass der am 19. April 1796 im Alter von 74 Jahren in der alten Stadt verstarbene Johann Heussinger Maurergeselle und Schulhalter zugleich war.⁵⁾ Während man noch auf die höhere wissenschaftliche Ausbildung der Jugend bedacht war, blieb die Ausbildung der Kinder, vor allem auf dem flachen Land, auf der Strecke. Die Landparochialschulen jedenfalls waren bedeutungslos. Wie Heim weiter ausführt, gestaltete sich die Situation in den Seminaren und Lateinschulen anders. In einzelnen Territorien wurden beachtliche Erfolge erzielt.⁶⁾

Nach Heim⁷⁾ fehlten, wie in anderen bayrischen Regionen, auch in Oberfranken geeignete, für ihren Beruf ausgebildete Lehrer, zudem lag es auch an einer fehlenden Schulorganisation. Offensichtlich hatten die intensiven Bemühungen der aufgeklärten Bamberger Fürstbischöfe Franz von Stadion (1679–1757), Adam Friedrich von Seinsheim (1708–1779) und Franz Ludwig von Erthal (1730–1795) um die Hebung des Schulwesens nur punktuell Verbesserungen gebracht. Um die misslichen Schulverhältnisse auf dem